

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

144 (23.6.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Johannisnacht

Kaum ist der Abend verfunken
fladert schon neuer Brand
In die Nacht schon ertrunken
In den dämmernden Funken.
Licht reicht dem Lichte die Hand.
Ach, in der Gier nach dem Hellen
Einer Johannisnacht
Sehn wir die innersten Quellen
Unseres Herzens schwellen
Das seine Sehnsucht entfaßt.

S. 2.

Johannisfeuer

Das am Johannisnacht, dem längsten Tage des Jahres, das Johannisfeuer angezündet wird, ist eine allgemein verbreitete Sitte. Allgemein bekannt ist wohl auch, daß die Sitte auf das ursprünglich heidnische Fest des Sonnenwendfeuers zurückgeht. Wenig bekannt ist jedoch, daß man in diesen Feuern, die nicht nur bei den Germanen, sondern auch bei andern indoeuropäischen Völkern entzündet wurden, ein sogenanntes „Kotfeuer“ zu sehen hat. Dies Kotfeuer wurde bei den andern Völkern dadurch entzündet, daß man zwei Hölzer aneinander rieb, bis sie in Brand gerieten. Ein so entzündetes Feuer sollte dann eine reinigende Kraft besitzen. Auch in Deutschland hat man bis in das 19. Jahrhundert hinein auf diese Weise das Kotfeuer entzündet. Man wühlte zuvor alle Herdfeuer aus und entzündete das Feuer im Dunkeln vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang in feierlichem Schweigen. Die ganze Gemeinde versammelte sich dabei. Der Rauch dieses Feuers sollte die Luft reinigen und Krankheit vertreiben. Menschen sprangen durch das Feuer, und Tiere wurden hindurchgetrieben. Mitte der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wurde in einem Orte im Braunschweigischen so das letzte Kotfeuer entzündet. Ein Drechsler rieb das Holz, bis das letzte Kotfeuer entzündet war. Ein Bündel Stroh dazu; der Stroh trieb die Schweine hindurch und jeder nahm dann etwas Asche mit und streute sie den Schweinen ins Futter.
Eine seltsame Sitte erhielt sich auch in Dörfern des westfälischen Kreises Warburg. Dort zündet man in der Johannisnacht auf den Kirchhöfen Kerzen an. In der Gegend von Sena nimmt man gern die welfen Malen, um das Feuer zu entzünden. In manden Orten schwang man auch Brände, die die Hexen vertreiben sollten. Die Kirche ließ seinerzeit die heidnische Sitte fortbestehen, und wie sie den Geburtstag Christi auf den Tag der Wintersonnenwende legte, so legte sie dann den Geburtstag Johannis des Täufers auf die Sommerjohanniswende. Daber der Name „Johannisnacht“ und „Johannisfeuer“. Im Oberelsaß verband man eigenartigerweise die Rekrutenausbildung mit dem Johannisfeuer. Die Burschen bildeten vorher Rekrutenvereine, deren Mitglieber dann besondere Vorrechte bei dem Johannisfeuer hatten, sich auch ein Mädchen wählen konnten. Das ihnen am nächsten Sonntag einen Ringen zu senden hatte.

S. 2.

Schutz gegen Sonnenbrand

Sonnenbrand ist modern, es sieht so gesund aus. Aber Sonnenbrand ist schließlich bei berufstätigen Frauen kann es direkt zu Arbeitsstörungen kommen. nützlich ist ein Mannquint Sonnenbrand mitgebracht vom Roggenbrot. Man muß, so gern man sich einem schönen Sommertag einfach hingeben möchte, ohne Prospekt und Gedanken, auch hier mit Ueberlegung und Vorsicht vorgehen. Man soll mit Luftbädern anfangen, mit kurzen, die allmählich erst länger dauern dürfen. Man kann ja in der Woche am Hause bei offenem Fenster für den Sonntag rüsten! Mit etwas Sonnenmilch verbunden, denn man wird zuerst frösteln. Wenn man

dann, am Sonntag, direkt in die Sonne geht, kommt zuerst das Einreiben, mit Öl, zum Beispiel mit Olivenöl, das man billig in der Apotheke kaufen kann. In der Sonne wird keine Sonnenmilch getrieben. Dafür wird die Lage alle zehn Minuten gewechselt, die Sonne soll einmal auf den Rücken, dann wieder auf die Brust scheinen. Auch diese Bäder dehnt man allmählich aus, und wenn die Haut erst einmal richtig braun ist, dann kann man so viel in der Sonne herumspazieren, wie man will. Die Spaltung der Haut geht dann schmerzlos und fast unsichtbar vor sich.

Neue Bände des Bücherkreises!

Neben der Zeitschrift „Der Bücherkreis“, Heft 3, das in diesem zweiten Quartal Näheres über die Aufgaben des Bücherkreises

bringt, erscheint, wie bereits schon mitgeteilt, neu die Werke.
Selmut Widel „I. G. Deutschland. Ein Staat im Staate.“
Ein interessantes wirtschaftspolitisches Werk über I. G. Farben. Ferner erscheint der erste Arbeitslosenroman von einem Erwerbslosen

Albert Klaus „Die Hungernden“

der in der heutigen Notzeit sicher weiteste Beachtung finden wird. Der Verlag hat seinen französischen Roman Pierre Hamp „Hads“, sowie die Memoiren einer russischen Sozialistin „Wettersleuchten der Revolution“ von Eva Probio neu ausgestattet. Diese neuen Werke können in allen Volksbuchhandlungen und Buchläden eingesehen werden.

Im Artisten-Café

Von Walter Anatol Perisch.

Wir haben unseren Mitarbeiter gebeten, uns einige Szenen aus dem artistischen Alltags zu schildern — er hat die großen Sensationen bei der Tasse Kaffee belauscht und gibt seine Eindrücke nachstehend wieder:
Der Artist: in der ganzen Welt zu Hause, international in Sprache, Geste, Mütze, aber ohne einen kleinen Frieden, mit dem ihm Heimatgefühl verbindet, von irgendwelchen Eltern, gleichfalls Artisten, an irgend einem beliebigen Punkt der Erde geboren, von Kind an auf Reisen, Schlenkerer in den Auenen von Paris, Broadways Newyorks, Strohen Berlins und Wiens, ein fast geregelte Leben des Abenteuerers führend — heute eine Größe, eine „Nummer“, eine „Sensation“, morgen durch einen neuen Trick seines Kollegen erledigt, eine Null, altes Eisen!
Dieser eigenartige Typus Mensch mit der Lebensaufgabe und dem Geschäft, andere Erdenbürger durch ein paar Scheinbar spielerische Tricks angenehm zu unterhalten, kennt nur ein Lebensziel, eine Philosophie, eine Heimat — seinen Beruf. Anschluß an die Geselligkeit der übrigen oranzifirmierten Welt erzieht sich kaum, also trifft man sich mit Kollegen, mit Leuten gleicher Art, gleicher Sorgen, ähnlichen Charakters. Jeder kennt die Welt, jeder hat Erfahrungen, Rathschläge, Erfolge und Mißerfolge, und dadurch ist man ihm verbunden.

Das Artisten-Café ist — innerhalb der Kaffeehäuser — eine Gattung für sich. Silberne Westkugel mit blauem Band auf irgend einem Fenster, Aufschrift I. V. S. („Internationale Artisten-Loge“). In Berlin, Wien, Stuttgart, Hamburg, in jeder anderen Ecke der Welt sieht man diese provisorische Heimat der fahrenden Leute genau so, bis in die kleinsten Details ebenso aus. Amelst liegt das Café in der Nähe eines der größten Varietés, in einer Hauptstraße. Umgeben von strahlenden geschmückten Bäden, von treibendem, rauchendem Leben. Hinter den Scheiben rauchen Damen und Herren behaglich viele Zigaretten, man sieht die Verfallung in vielen Zeitungen blättern, eine ungemein heilige Lektüre ergeben die Fachzeitschriften der Artisten „Das Programm“, „Das Organ“ und die „Internationale Artisten-Zeitung“. Konzert gibt es hier nicht — man muß am Abend genug „Musik“ hören.
Hier wie in Newyork trifft man dieselben Menschen. Sie heißen zwar verschieden — aber ähnlich sind sich alle mit ihren scharfgeschmittenen, abgemessenen Gesichtern. Gebören sie nicht auch alle einer Familie an?

Man tritt ein. Allgemeines Aufmerken: es könnte der lustige Typus aus Dresden, der Jongleur-Edou aus Eberburg oder Menschen aus von Donking sein, mit dem man vor acht Monaten in Madrid zusammen Engagement hatte! Ein fremdes Gesicht? Ganz bestimmt ein fremdes Gesicht? Also entweder ein finsterner Neuling

oder ein Neugieriger, beides ist gleichgültig. Und die Blicke senken sich wieder auf die Zeitung, die Kaffeetasse oder zum Gesprächspartner.

Ein Ectisch vereinigt in bunter Mischung den ganzen Orient. Türken, Perier, Ander, sogar drei Kreolen verschiedenster Sorte sitzen da. Der Brahmane produziert sich am Abend als Bakir, bohrt sich allübende Nagel durchs Fiehlisch und erörtert fest, genau wie andere Sterbliche hier, die Gage. Die leidige Chage — das ist das nie verlassende Thema. Fällt es unter heutigen Verhältnissen jedem Menschen schon schwer, einen Ausgleich zwischen Einnahmen und den Ausgaben, die ihm Gemohnheit und Notwendigkeit abpressen, zu erzielen, so ist das Problem noch weit schwieriger für jene, deren Einkommen jeden Monat ein anderes ist. Mögen sie über Direktoren und Städte verschiedener Meinungen sein, in einem Punkte sind sich alle einig: es geht ihnen durchaus nicht zofa.

Nur einer ist anderer Meinung, jener selbstisch alleinlebende Iabelhaft angesogene Herr in den besten Jahren, ein Verkauf an Gestalt, ein Kraftmensch, der Eisenbahnschienen wie Fleisch biegt und nach Jahren des Hungers zum Prominenten wurde. Selbstem redet er mit keinem der „kleinen Nummern“ mehr ein Wort und aus Raue werden ihm nierecht haben werden, daß er dann langsam zwei Jahren langsam ruiniert haben werden, daß er dann kaum für eine Schmaraktabude noch erhalten kann. Seine Luxus-simouline mit livriertem Chauffeur hält vor der Tür. Mit nepotistischer Geste prüft er jede am Fenster vorübergehende Frau.

Ein großer Verkehrsreis belagert hingegen die „Kittensitters“. Ihnen ist jetzt der Sprung von der Bühne aufs Varieté gelungen. Für den nächsten Monat sind sie in Paris engagiert. Und man muß mit dem in ihren Anblick verjunkten Keger, dem Trapes-künstler Bambola, der sie fast mit seinen rollenden Augen verschlingt, sagen: „Very nice, indeed, very nice!“ Sie unterhalten sich offenbar blöden, zuweilen leuchtet ein Lachen durch den Zigarettenrauch.

Sind sie glücklich? Ja, sagt die eine und wird plötzlich nachdentlich — wir haben alles, was wir wollen, wir feiern Triumphe. Aber wir sind doch niembals zu Hause — das wird nicht mit Geld oder Applaus auszuwogen. Wir wissen kaum noch, wo wir geboren sind.

Das sind die im Leben lebenden Artisten, die Leute mit Engagements. Und sie kommen jetzt zu wiederholten Malen im Jahr mit dem Publikum zusammen, um durch Kollektivveranstaltungen der Region all jener Attraktionen zu helfen, die heute bei den zahllosen geschlossenen Varietés und Vergnügungstätten keine Arbeit finden, wie auch Kranten und Alten. Große Programmdarbietungen, reich gewickelte Tombolas sichern den Erlösa.

Wir Tiere stehen tumhoch über den heuchelnden Spekulanten.

Ich liege im Arbeitszimmer des Herrn, der mit einem Besucher plaudert, einem jungen Mann. Sie verhandeln über eine Frau, die verheiratet werden soll. Bald erfahre ich den Namen. Es handelt sich um die ältere Tochter Anny, der Besucher will sie heiraten. Ueber die Art der Auszahlung der Mägigt herrschen zwischen den Plaudernden Differenzen.

Der Herr sagt:
„Die Situation ist schwierig. Bei den niederen Notierungen der Papiere will und kann ich nichts abgeben. Das Geld ist rar. Ein Abstehen würde mit den Marktverhältnissen in Widerspruch stehen. Und ich bin ziemlich engagiert.“

Der Besucher gibt alles zu, will aber doch ein Drittel Bargeld. Sie schließen eine Viertelstunde, scheinen sich dann zu einigen. Der Herr wird den zukünftigen Schwiegervater in einer ihm nahestehenden Unternehmung als Direktor bestellen lassen, später dann in den Aufsichtsrat einiger Aktiengesellschaften bringen.

Die jüngeren Männer sind sich gleich, so sehr sie durch gesellschaftliche Formen auch verschieden sein mögen. Der Besucher nimmt das Geld nach der Hochzeit, der Maler nahm es vorher. Der Mann läßt sich die Liebe bezahlen.

Der Herr spricht von einigen Ereignissen, die für verschiedene Papiere günstig sind. Er verspricht sich viel von erhöhten Zöllen, die — wie ich aus Berwünschungen des Portiers weiß — den arbeitenden Menschen notwendige Bedarfsartikel verteuern werden. „Das Brot und das Mehl werden stark mit Zöllen belastet, aber die Mühlenaktien und die der beiden Brotsfabriken, bei denen ich beteiligt bin, werden stark anziehen. Ja, wir haben es nicht leicht.“

Der Besucher verabschiedet sich mit der lässigen Bemerkung, er werde noch der Hausfrau und Anny einen kleinen Besuch abstatten. Er sagt dies so, als würde er Anny damit beschenken. Raum hat der Besucher das Zimmer verlassen, lärmte die Klingel des Telephons. Der Herr hebt den Hörer ab:

„Hier Reichert — ja — Was, Gerüchte über die Bank — um Himmelswillen — das ist nicht möglich! — Wie, Berlin und London auch? — Das wird eine Katastrophe! — Unbedingt halten! Es ist nur Bluff. — Da gibt es nur ruhiges Blut! — Ich komme! — Ich grüße Sie!“

Das Anlitz des Herrn ist blaß, seine Hände zittern, nervös legt er ein Papier auf das andere. Was ist vorgefallen? Ich stehe wieder vor einer verschlossenen Türe.

Der Chauffeur, der den Herrn in das Bureau der Inneren Stadt gebracht hatte, wird von ihm für den Nachmittag freigegeben mit dem Auftrag, mich nach Hause zu bringen. Wir fahren jedoch einen anderen Weg, halten vor einem Hause in einer Straße, die ich sofort erkenne — vom Auto erhebe ich den Geschäftsbesitzer Lubingers.

Ich belte, hüpfte wie besessen umher, der Chauffeur hebt mich aus dem Auto, ich schiefte lärmend zu meinem ersten Heim, horche nicht

auf den Chauffeur, der mir schimpfend nachsteht. Barry hört mich von innen, an der schlägt Lärm, die Türe öffnet sich — ich springe jubelnd in das Geschäft.

Lubinger erkennt mich sofort, ich werfe ihn fast nieder. Die Lante streicht mich:

„Der Purzl!“

Der Chauffeur stürmt nach. Lubinger klärt ihn auf über meine frühere Zugehörigkeit zu dem Heim. Der Chauffeur bittet, mich einstweilen in Obhut zu nehmen, er mache bei einem bekannten Fräulein einen Besuch.

Peinlich berührt mich die fast ehrerbietige Behandlung, seit Lubinger und die Lante von meinem vornehmen Heim wissen. Ich erscheine ihnen ohne Zweifel als ein viel besserer Hund, als der, den sie besaßen. Barry ist in der Entwicklung zurückgeblieben. Stumpf liegt er auf dem alten Platz beim Ofen. Nichts hat sich verändert — nur ich.

Später kommen Greti und Rudi. Nicht mehr so zutraulich und liebevoll, eine eigenartige Schen liegt über ihnen, trotzdem ich mich ihnen spielend zu nähern versuche. Vielleicht liegt es nur an mir, ich habe mich den Kindern entzöhnt. Man bleibt bei Kindern länger jung.

Ich beschau mich die einstige Umwelt. Armselig. Und doch liegt ein warmer Hauch der Liebe und der Innigkeit über dem Raum — Heimatland. Bei uns herrscht Pracht, Eleganz und Prunk, doch kühl, beherrscht, Form und Takt.

Als der Chauffeur mich abholt, scheidet ich mit einem leisen Bedauern, aber nicht schmerzlich. Die Gegenwart bietet mir zu viel — und wie sind doch Egoisten.

Alle treten vor das Geschäft, als der Chauffeur mit mir vorbeifährt. Ich grüße aus dem Auto, lese den Nachblickenden den Respekt aus den Mienen und lasse mich verdrießlich auf die Tigerdecke nieder.

Es war doch nur eine Episode der Entwicklung. Vorbei!

Die jüngere Tochter Elli kauert in einem der Lederfauteuils beim Schreibtische des Herrn. Ueber die schlanken weißen Finger rollern Tränen wie Perlen. Der Herr geht erregt im Zimmer auf und nieder. Der Rauch der Zigarette stäubt wie der einer Lokomotive vor ihm her. Sein Anlitz verrät heftige Erregung.

Er bleibt schließlich vor Elli stehen.
„Das mußt du doch einsehen, das Ganze ist unmöglich. Du und der Buchhalter!“
Elli weint stärker. Ich schleiche mich zu ihr und bitte. Ich kann liebgewordene Menschen nicht weinen hören.
Der Herr wandert rastlos auf und nieder.
„Schlage die die Sache aus dem Kopf. Glaube mir, daß ich dein Uestes sei. Er spekuliert nur auf das Geld! Ich kenne das.“
Elli fährt auf, ihre Augen flammen, die Tränen sind verlegt. Bei den Frauen geht das überraschend schnell.
„Du denkst nicht daran. Das kannst du sicher sein.“

(Fortsetzung folgt.)

Heiterer Roman eines Großstadthundes

JOH. FERCH PURZL

Copyright 1931 by Verlag Dr. Rudolf Engel, Wien

Epäter bittet der Herr die Gäste in den prächtigen Salon, ein Geiger steht beim Klavier. Ehe er beginnt ruft mich der Herr und gibt mir ein kleines Körbchen in die Schuaze, beißt mich, neben dem Geiger zu sitzen. Ich sehe die befremdeten Blicke, der elegant gekleidete Musiker lächelt, spielt dann ein entzückendes Liedchen. Lauter Hausfall.

Der Hausherr spricht:
„Meine Damen und Herren! Vor einiger Zeit kam ein alter Musiker in den Garten und spielte, sein Hund mit einem Körbchen begleitete ihn. Es war dieser Hund hier. Der Musiker liegt krank, ich erwirb seinen Hund. Er wird jetzt für den kranken Meister werben. Und Sie werden verstehen, warum er mir gefiel. Bitte, Meister, noch ein Lied.“

Der Geiger spielt, der Herr winkt mir, ich sitze vor dem Gast, bittend, stehend das Körbchen benegend. Die Damen sind gerührt, die Herren werfen Münzen und Banknoten in das Körbchen, der scharfe Kritiker von vornhin schmeichelt mir, ich bringe das Körbchen dem Geiger. Der geht noch einmal, ein Beifallssturm durchbraust den Salon.

Welche Freude hätte mich besetzt, hätte der Zweck der Sammlung der Wahrheit entsprechen. Ranz Erbitterung wäre gemindert worden, er hätte erkennen gelernt, daß man die Kunst schätzt. Die Anwendung kleiner diplomatischer Schachzüge ist doch von geringer Bedeutung.

Als die Gesellschaft sich verabschiedet, sagte der Herr zur Familie:
„Purzl ahnt nicht, wie sehr er mich heute erfreute. Das mit dem kranken Musiker und mit dem Violinvirtuosen macht uns nicht so schnell jemand nach. Es wird die Kunde machen und man wird sagen, wie haben bei unseren Abenden doch immer ganz besondere Sensationen.“

Die Frau lächt:
„Die Goldweins werden zerspringen. Sie mit ihrem Papagei — der armselige Clou!“
Ich schleiche zur Ottomane, kauerte mich in die Ecke, die Lichter verlöschen wie meine Freude. Also nur ein Schaustück war ich, die Käßtsene nur eine Komödie, um den Gästen einen Nerventisch, einen Gesprächsstoff zu bieten, einen Etachel für die Eitelkeit der anderen!

Jetzt würde ich dem Maler nicht mehr. Er versteht die Menschen zu behandeln, wie mein Herr. Beide verulken im Biedermeterton des Gefühles die Gesellschaft.